

Laura Thalassa

The Emperor of Evening Stars

Übersetzt von Michelle Markau

LAURA THALASSA

JEDER TEUFEL
HAT SEINEN
TAG!

THE
EMPEROR
OF
EVENING
STARS

ROMAN
VAJONA



Vor 270 Jahren
Larissa

Mir wird es nicht wie den anderen ergehen.

Ich bin umgeben von Frauen mit skeptischen Blicken und einem verlogenen Lächeln. Die Zeit und die Erfahrung haben sie verbittert werden lassen. Ich mache ihnen keine Vorwürfe; ich wäre vielleicht auch so, wenn ich immer wieder mit dem Henker meines Kindes hätte schlafen müssen. Doch obwohl ich sie bemitleide, traue ich ihnen nicht über den Weg. Sie würden mich zur Schlachtbank führen, wenn sie wüssten, was ich vorhabe.

Ich warte mit meiner Flucht, bis in die tiefste Nacht – bis lange nachdem mein Mann zu mir kam. Sein Blick funkelte

vor Erregung, als er mich von den anderen Frauen wegholte und mich in sein Gemach brachte. Ich warte ... kehre zu den anderen zurück, und schrubbe meine Haut, bis auch der letzte Rest seines Geruchs verfliegen ist.

Ich warte, während ich meinen Kopf auf das Kissen bette und das leise Gemurmeln der anderen Konkubinen unsere Kammer erfüllt. Im Stillen danke ich den unsterblichen Göttern für mein Training und dafür, dass ich in der Lage bin, zuzuhören, statt zu reden. Eine lockere Zunge würde meinen gesamten Plan zunichte machen.

Geheimnisse werden bewahrt, doch nicht von mehreren Seelen. Wie oft hatte ich das in das Ohr des Königs der Schatten geflüstert? Damals hielt er mich für schüchtern und verführerisch, aber bald wird er erkennen, dass es die ganze Zeit ein Witz meinerseits war und er der Narr war, der ihn nicht durchschaute.

Ich warte, bis auch die letzten Atemzüge in den Betten um mich herum gleichmäßig erklingen, und dann noch etwas länger.

Ich warte, bis der Moment zum Handeln gekommen ist.

Dann setze ich mich im Bett auf, greife mit einer Hand in das enge Mieder meines Nachthemdes und ziehe ein kleines Fläschchen heraus. Ich habe vierhundert Jahre meines Lebens für die Menge eines Fingerhutes dieses Trankes aufgegeben.

Das war die einzige Möglichkeit.

Ich grabe meine Nägel in den Korken und ziehe ihn heraus. Es riecht nach feuchter Erde, die von Regen benetzt wurde – ein Duft, den ich immer mit Hoffnung verbunden habe, weil es bedeutete, dass der Sturm vorbeigezogen war.

Ich zögere nur einen Moment. Dann führe ich das

Fläschchen an meine Lippen und schlucke die Flüssigkeit in einem Zug hinunter.

Die Wirkung des Tranks setzt nicht sofort ein, doch als sie es endlich tut, lächle ich. Ganz langsam verschwindet die Hand, die noch immer das leere Fläschchen hält. Es gleitet mir schließlich aus der Hand. Ich schließe die Augen, als der Rest meiner Kleidung und die Decken auf mir plötzlich durch mich *hindurchgleiten*.

Stumm wie die Nacht schlüpfe ich aus dem Bett, und meine entblößte Haut kribbelt in der kühlen Kammer – auch wenn man das, was von mir noch da ist, nicht mehr wirklich als *Haut* bezeichnen kann. Mein Körper ist verschwunden, und alles, was von mir noch übrig ist, ist wie ein flüchtiger Gedanke. Ich versuche, mein Gesicht zu berühren, doch meine Hand gleitet durch meine Wange. Das Gefühl ist wie ein Phantomwind, der über mich streift. Mir wird flau im Magen.

Es hat funktioniert.

Ich habe keinen Körper mehr.

Endlich.

Das ist es, was ich mir mit vierhundert Jahren meines Lebens erkaufte habe.

Ich wünschte, ich könnte das Gesicht dieses Bastards sehen, wenn er merkt, dass ich weg bin.

Ich schwebe aus meinem Bett, mein Blick schweift über das Zimmer, über die sanften Frauen und die weichen Laken. Ich bin nicht länger eine von ihnen.

Gelobt sei die Mutter und der Vater.

Ich treibe durch das Fenster und ziehe eine Grimasse, als mein Körper durch das Glas schwebt. Das Gefühl ist nicht unangenehm, aber es fühlt sich seltsam an.

Ich schwebe weiter nach oben, bis die Stadt unter mir nur noch aus glitzernden Lichtern besteht. Von hier sieht Somnia wunderschön aus. Von hier sieht es nicht wie der Käfig aus, zu dem es für mich geworden ist.

Erst, als ich etwas weiter weg bin, erlaube ich mir zu lachen. Und als ich einmal angefangen habe, kann ich nicht mehr aufhören.

Ich habe meinen Mann überlistet. Wie oft war mir das bisher gelungen?

Mein Blick wandert zu den Sternen, und mein Lachen erstirbt. Es sind Millionen von Sternen – jeder einzelne ein winziges Leuchtfeuer, das sich von der bedrückenden Nacht abhebt.

Eine Welle der Hoffnung durchströmt mich.

Wie bekämpft man die Dunkelheit? Man weigert sich, sein Licht erlöschen zu lassen.

Ich lasse mich vom Wind tragen, denn ich weiß, dass er mich dort absetzen wird, wo ich hin muss.

Ab und zu fliegen Feen an mir vorbei, die wild miteinander reden. Immer seltener sehe ich zwei Flügelpaare, zwei Liebenden, die sich hoch oben am Nachthimmel unter dem Mantel der Dunkelheit treffen.

Früher hätte ich bei ihrem Anblick vielleicht etwas gefühlt – Wehmut vielleicht – doch jetzt fühle ich nichts mehr.

Durch meinen Mann habe ich solche Gedanken nicht mehr.

Das Einzige, woran ich denken kann, ist, dass mir die einzelnen Flügelpaare Sorgen machen sollten. Suchen die Soldaten nach mir?

Lange bevor ich den Trank zu mir genommen habe,

wusste ich, dass ich Brotkrümel zurücklassen würde – mein Nachthemd, das Glasgefäß. Eine neugierige Fae müsste nur an dem Glas riechen, um genau wissen, was ich getrunken habe. Und dann wüsste sie auch, was ich getan habe.

Mein kranker, leidenschaftlicher Ehemann wird etwas unternehmen. Er wird es tun müssen. Sein Stolz wird es von ihm verlangen.

Ich schwebe stundenlang hoch am Himmel, bis ich irgendwann beginne, herabzusinken. Ich sehe, wie mein Arm wieder Form annimmt. Sekunden später verfestigt er sich, zusammen mit dem Rest meines Körpers, und aus dem Schweben wird ein Gleiten, dann ein Fallen.

Angst schießt durch mich hindurch. Kaum spüre ich sie, erscheinen meine Flügel. Sie sind hauchdünn und schimmern im blassesten Violett. Sie fangen den Wind ein und verlangsamen meinen Abstieg. Ich falle weiter vom Himmel, mein Körper sucht Stellen, an denen die Luft dichter ist.

Erst als ich eine angemessene Höhe erreicht habe, halte ich inne.

Die Nachtluft beißt in meine entblößte Haut. Ich bin so nackt wie an dem Tag, an dem ich geboren wurde, und nur mein hüftlanges Haar bedeckt mich. Die ebenholz-schwarzen Locken fallen über meinen Oberkörper und wiegen sich im Wind.

Ich brauche Kleidung und ein Dach über dem Kopf. Und niemand darf mich dabei sehen.

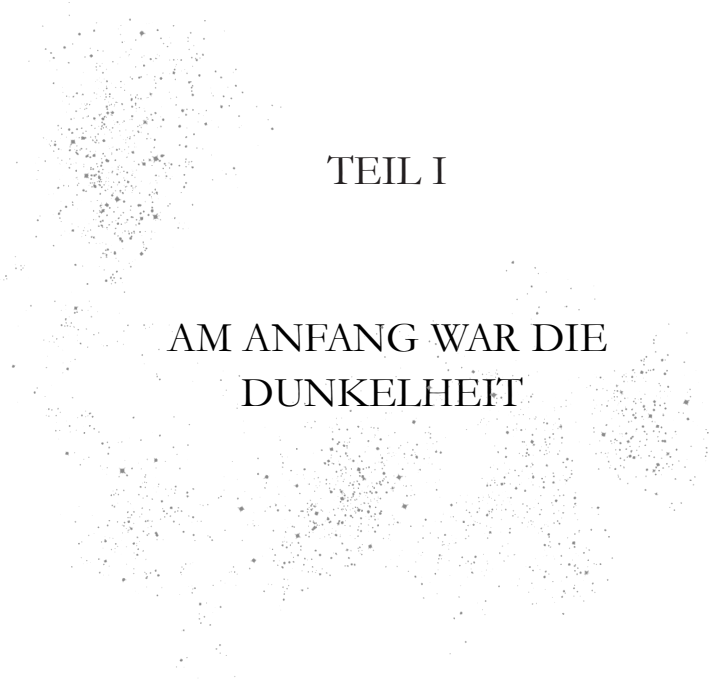
Eine Gefangennahme bedeutet zu diesem Zeitpunkt den sicheren Tod. Den sicheren, *langsamen* Tod. Güte ist nicht das, wofür mein Mann bekannt ist.

Meine Hand wandert zu meinem Bauch.

Er würde mich so oder so töten lassen.

Ich atme tief durch und richte meinen Blick auf den Horizont. Irgendwo dahinter liegt Barbos, die Stadt der Diebe. Und jenseits davon –

Ein Zuhause.



TEIL I

AM ANFANG WAR DIE DUNKELHEIT



Uneheliches Kind
Vor 257 Jahren

Bastard.

Bastard. Bastard. Bastard.

Es ist ein hässliches Wort, das ich zu hassen gelernt habe.
Vor allem, weil ich ihm nicht entkommen kann.

Ich höre, wie andere es flüstern, wenn ich an ihnen vorbeigehe. Ich sehe es in ihren Augen, wenn sie mich beobachten. Ich rieche es im sauren Atem der Stadtkinder, die mich gerne herumschubsen. Meine Knöchel sind verschorft von den vielen Kämpfen, die ich meiner Ehre wegen führen musste. Aber am schlimmsten ist es, wenn die Leute es gedankenlos benutzen.

»Dieser Fhynn-Junge hat sich schon wieder mit meinem Sohn angelegt.«

»Wer?«

»Du weißt schon, der dürre Bastard.«

»Ach, der. Ja.«

Bastard ist von *Sklave* nicht allzu weit entfernt. Und ich muss den Titel wie ein Abzeichen der Schande tragen.

Ich mache mich auf den Weg in die Höhlen von Arestys und schlängle mich durch die Tunnel, wobei mir die flackernde Kerze in meiner Hand als einzige Lichtquelle dient. Nicht, dass es wichtig wäre. Ich kann in der Dunkelheit gut sehen, Licht hin oder her.

Als ich durch die schäbige Tür unseres Zuhauses trete, wird meine Stimmung noch schlimmer. Ein Bastard, der in der schlimmsten Gegend der ärmsten schwebenden Insel des ganzen Königreichs lebt.

Meine Mutter ist immer noch nicht von ihrer Arbeit als Stadtschreiberin zurückgekehrt. Also gehe ich umher und ersetze die Kerzenstummel durch die neuen Kerzenständer, die ich besorgt habe.

Die ganze Zeit über koche ich vor Wut. Jedes Platschen des Wassers, das von der Höhlendecke tropft, und jeder kühle Luftzug, der durch die Gänge weht, verhöhnt mich.

Bastard, Bastard, Bastard.

Ich schnappe mir die Rüben, die auf dem Tisch liegen, und werfe sie in den Kessel in unserer Küche. Erst als ich Wasser in die Mischung gieße und unter dem hängenden Topf ein Feuer entfache, entspanne ich mich genug, um über meine aufgeplatzten Knöchel zu reiben. Getrocknetes Blut überzieht meine Haut, und ich bin mir nicht sicher, ob es meins ist oder von jemand anderem stammt.

Bastard.

Ich höre den Namen immer noch. Ausgesprochen voller Spott auf meinem Heimweg aus der Stadt.

Unter den frischen Schnitten sind auch alte. Ich musste meinen beschissenen Titel lange verteidigen. Dabei ist es nicht unbedingt das Wort *Bastard*, das mich so wütend macht. Es sind manchmal die ganzen Beleidigungen, die daraus entstehen.

Du wirst es nie zu mehr bringen als deine Hurenmutter. Das hat der Straßenjunge heute zu mir gesagt. Seine Stimme klingt noch in meinen Ohren nach.

Das hätte er nicht sagen dürfen.

Wenn du das noch einmal sagst, habe ich ihn gewarnt, hast du beim nächsten Mal ein paar Zähne weniger.

Aber er hatte mir nicht glauben wollen.

Ich lasse eine Hand in die Hosentasche gleiten und berühre die winzigen, blutigen Schneidezähne, die dort ruhen.

Jetzt glaubt er mir.

Hinter mir öffnet sich die Tür, und meine Mutter kommt herein. Ohne nah an sie herantreten zu müssen, weiß ich, dass sie nach altem Pergament riecht und ihre Finger von Tinte geschwärzt sind.

Eine Schreiberin weint Worte und blutet Tinte, sagte sie mir immer, als ich klein war und es nicht besser wusste. Ich hatte es damals wörtlich genommen, dachte, das sei ein Teil ihrer Magie. Das war, bevor ich wirklich verstand, was Magie war – und was nicht.

»Desmond«, sagt sie und schenkt mir ein erschöpftes Lächeln, »ich habe dich vermisst.«

Ich nicke knapp und traue mich nicht zu sprechen.

»Hast du gelesen, was du lesen solltest?«, fragt sie.

Wir sind vielleicht die ärmsten Elfen, die es in dieser gottlosen Welt gibt, aber Larissa Flynn gibt das wenige Geld, das sie verdient, für Bücher aus. Bücher über Königreiche, die ich nie sehen werde, und Personen, die ich nie treffen werde. Bücher über Sprachen, die ich nie sprechen werde, und Bräuche, die ich nie erleben werde. Bücher über das Leben, das ich mir wünsche, aber das ich nie leben werde.

Und unter ihrem Dach muss ich alles lernen, was auf diesen Seiten steht.

»Was soll das bringen?«, frage ich und weigere mich zuzugeben, dass ich es tatsächlich gelesen habe. Ich kann nicht anders, als Tag für Tag zu diesen verdammten Büchern zurückzukehren, fest entschlossen, mein Leben zu ändern. Unser Leben.

Der Blick meiner Mutter wandert zu den Kerzen.

»*Desmond*«, ihre Stimme wird leiser, als sie mich sanft zurechtweist, »wen hast du dieses Mal betrogen?« Sie wirft mir ihren *Lüg-mich-nicht-an*-Blick zu, aber ihre Augen funkeln verschmitzt.

So sehr sie auch vorgibt, meine Deals zu missbilligen, so sehr ermutigt sie mich doch auf eine subtile Art und Weise. Und an jedem anderen Tag könnte ich etwas sagen, um ihre Stimmung zu mildern. Denn an den meisten Tagen macht es mir Spaß, auf ihr Spiel einzugehen.

»Ist das wichtig?«, frage ich und halte über dem kleinen Kessel inne, in dem ich rühre. Ich rieche nach Rüben und meine Kleidung ist an den Stellen, an denen das Wasser sie durchnässt hat, rötlich-violett gefärbt. Ich habe unsere eigentliche Mahlzeit für die Kerzen eingetauscht. Deshalb

gibt es Rote Bete zum Abendessen. Ich sollte Dankbarkeit empfinden. Es könnte schlimmer sein. Es gibt Nächte, in denen ich mit vollem Kopf, aber leerem Bauch ins Bett gehe. Und am Morgen wache ich mit Sand in den Augen und zwischen den Zehen auf, als wäre ich der verdammte Liebling des Sandmanns, und der ganze Albtraum beginnt von vorn.

Ich hasse Armut. Ich hasse das Gefühl, dass wir ohne ersichtlichen Grund nur Anspruch auf das Schlimmste haben, was diese Welt zu bieten hat. Aber mehr als alles andere hasse ich es, schwere Entscheidungen treffen zu müssen. Bücher oder Essen? Zu lernen oder zu essen?

»Ich müsste es nicht tun, wenn du mich einfach meine Magie einsetzen lassen würdest«, sage ich.

Ich spüre, wie meine Macht unter meiner Haut und unter meinen Fingerspitzen brennt und darauf wartet, dass ich sie benutze.

»Keine Magie.«

»Mom, alle denken, wir sind schwach.« Die stärksten Elfen verfügen über die meiste Magie – die schwächsten nur über wenige. Jeder, der mir begegnet, glaubt, dass ich zu den armen, seltenen Seelen gehöre, die ganz ohne Magie geboren wurden.

Ein vaterloser, *machtloser* Fae. Abgesehen von Sklaven ist das vielleicht das schlimmste Schicksal, das eine Person treffen kann, die in den Reichen lebt.

Der Haken an der Sache ist, dass ich viel Magie besitze, und jetzt, kurz vor der Pubertät, spüre ich sie wie einen Sturm in meinen Adern. Es kostet mich immer mehr Mühe, sie *zurückzuhalten*.

»Keine Magie«, wiederholt sie und stellt ihre Tasche

neben unseren klapprigen Tisch, bevor sie das Rühren übernimmt.

»Ich besitze also Magie, darf sie aber nie benutzen?«, frage ich aufgebracht. Diese Diskussion führen wir regelmäßig. »Und ich soll lesen, aber nie über mein Wissen sprechen?«

Sie greift nach meiner Hand und streicht mit dem Daumen über meine Knöchel. »Und du sollst Kraft haben, ohne sie zu missbrauchen«, fügt sie hinzu. »Ja, mein Sohn. Sei demütig. Sprich, aber vergiss nicht zu lauschen. Zügle deine Magie und deinen Verstand.«

Damit bleiben mir nur meine Muskeln. Und selbst das würde sie mich vor der Welt verstecken lassen.

»Sie nennen mich einen Bastard«, platze ich heraus. »Wusstest du das?«

Ihre Augen weiten sich fast unmerklich.

»Sie nennen mich einen Bastard und dich eine Hure. Deshalb sind meine Knöchel immer blutig. Ich kämpfe für deine Ehre.« Meine Wut beginnt mich zu übermannen, was zu einem Problem werden kann. Unter dem Dach meiner Mutter muss ich mich an zwei feste Regeln halten: Erstens darf ich meine Magie nie einsetzen, und zweitens muss ich meine Wut kontrollieren. Das Erste kann ich ziemlich gut umsetzen, das Letzte nicht.

Sie dreht sich zu unserem traurigen Topf mit Rüben um. »Du bist kein Bastard«, sagt sie, so leise, dass ich es wegen des blubbernden Kessels kaum hören kann.

Aber ich höre es.

Mein Herz bleibt fast stehen.

Kein ... Bastard? Kein uneheliches Kind? Meine ganze Welt gerät aus den Fugen.

»Ich bin kein Bastard?«

Langsam wandert ihr Blick von dem Kessel zurück zu mir. Ich könnte schwören, ich sehe einen Anflug von Bedauern. Sie wollte es mir nicht sagen.

»Nein«, sagt sie schließlich mit entschlossener Miene.

Mein Herzschlag beschleunigt sich, und ich habe das seltsame Bedürfnis, ihr nicht zu glauben. Das ist die Art von Gespräch, für die man sich mit seinem Sohn hinsetzt und es nicht einfach beiläufig erwähnt.

Ich starre sie an und warte.

Sie sagt nichts.

»Wirklich nicht?«, dränge ich.

Sie nimmt einen zitterigen Atemzug. »Nein, Desmond.«

Etwas, das sich sehr nach Hoffnung anfühlt, durchströmt mich. Bastarde erleben Tragödien. Söhne werden zu Legenden. Alle Bücher meiner Mutter sind in diesem Punkt sehr deutlich.

Ich bin der Sohn eines Mannes. Sein Sohn. Maskuliner Stolz durchströmt mich, wird aber schnell von der Realität überholt. Ich bin immer noch der Junge, der von einer alleinerziehenden Mutter aufgezogen wird und ein vaterloses Leben führt. Vielleicht bin ich kein Bastard, aber die Welt sieht mich immer noch als einen. Und da ich die Liebe meiner Mutter zu Geheimnissen kenne, wird die Welt mich auch nach dem heutigen Tag noch als einen Bastard sehen.

»Ist er gestorben?«

Und wie? Wie ist unser Leben zu dem, das wir führen, geworden?

Sie schüttelt den Kopf und weigert sich, mich anzuschauen.

»Dann hat er uns verlassen.«

»Nein, mein Sohn.«

Welche andere Möglichkeit gibt es noch?

Dann muss es an meiner hart arbeitenden Mutter liegen, die viele, viele Geheimnisse bewahrt und die mir beigebracht hat, das Gleiche zu tun.

»Du hast ihn verlassen«, sage ich. Ja, natürlich. Das ist die einzig logische Antwort, die bleibt.

Sie zieht eine Grimasse, weigert sich aber immer noch, mich anzuschauen. Das ist Antwort genug.

»Du hast ihn verlassen und mich mitgenommen.«

Es fühlt sich an, als hätte mir jemand Steine in den Magen gelegt. Dieses Gefühl des Verlustes ist fast unerträglich. Vor allem, weil ich nicht wusste, dass ich überhaupt etwas zu verlieren hatte.

»Wer ist mein Vater?«

Meine Mutter schüttelt den Kopf.

Das ist die Art von Antwort, die ich ihr nicht aus den Zähnen ziehen sollte.

»Sag es mir. Das bist du mir schuldig.« Ich kann spüren, wie meine Magie unter meiner Haut brennt und um Freilassung bittet. Ein Name ist alles, was ich brauche.

Wieder schüttelt sie den Kopf und zieht die Stirn kraus.

»Wenn du mich liebst, dann wirst du mir sagen, wer er ist.« Dann könnte ich ihn finden, damit er mich als seinen Sohn anerkennt, und alle Kinder, die mich einen Bastard genannt haben, würden wissen, dass ich einen Vater habe ...

Meine Magie wird immer drängender. Ich spüre, wie sie meinen Rücken hinauf- und hinunterläuft und aus mir herausbrechen möchte.

»Weil ich dich liebe, werde ich es dir nicht sagen«, sagt sie, ihre Stimme klingt unruhig.

An dieser Stelle sollte ich das Thema fallen lassen. Aber wir reden hier über meinen *Vater*, einen Teil meiner Identität, der mir mein ganzes Leben lang gefehlt hat. Und sie tut so, als wäre dieses Gespräch unwichtig.

»Was soll das für eine Antwort sein?«, frage ich aufgebracht. Mein Ärger schlägt in Wut um. Meine Macht kann ich kaum noch zurückhalten. Sie drückt fester gegen meinen Rücken und wird zu einem Juckreiz.

»Desmond«, sagt sie streng, »wenn du die Wahrheit wüsstest, könnte dich das umbringen.«

Mein Herz schlägt schneller. Ein stechender Druck nagt an meinem Rückgrat.

Wer ist mein Vater? Ich muss es wissen!

»Du bist diejenige, die immer davon redet, dass ich mir Wissen aneignen muss«, halte ich ihr vor. »Wissen ist die schärfste Klinge«, zitiere ich sie. »Und trotzdem willst du mir immer noch nicht sagen, wer mein Vater ist.« Meine Worte peitschen aus mir heraus. Und mit ihnen spüre ich, wie die Haut meines Rückens nachgibt.

Ich stöhne auf, als sich das Fleisch öffnet und meine Magie sich ihren Weg aus mir heraus bahnt. Der Druck zwingt mich, mich vornüberzubeugen. Ich stützte mich mit der Hand auf dem nahe gelegenen Tresen ab.

Meine Flügel kommen hervor, denke ich abwesend. Mein Rücken schmerzt, er kribbelt wegen der Magie. Es ist nicht besonders schmerzhaft, aber auch nicht gerade angenehm. Meine Macht verzehrt mich, verdunkelt meine Sicht und lässt meinen Körper erbeben.

Ich wusste nicht, dass es sich so anfühlen würde.

Ich spüre eher, als dass ich sehe, wie sich meine Mutter vom Kessel abwendet, um mir ihre volle Aufmerksamkeit zu schenken. Dann will sie mich noch einmal deutlicher zurechtweisen, versteift sich aber, als sie mich sieht.

Ich kann nur schwer zwischen der wellenartigen Ausbreitung der Magie atmen.

Warum mussten mir ausgerechnet jetzt die Flügel wachsen?

Sie zerren an meinem Rücken, und müssten sich eigentlich schwer anfühlen, doch meine Magie macht sie leicht, als würde ich unter Wasser tauchen.

Ich blinzele und versuche, den Raum scharf zu sehen. Und für einen Moment kann ich meine Mutter erkennen.

Ihre Augen sind weit aufgerissen, als sie meine Flügel anstarrt. Sie macht einen vorsichtigen Schritt zurück und stößt dabei fast gegen den heißen Kessel.

»Du hast seine Flügel«, sagt sie und klingt dabei vollkommen verängstigt.

Dann kann ich sie nicht mehr sehen und meine Aufmerksamkeit richtet sich unwillkürlich auf mein Innerstes. Ich kämpfe dagegen an, fest entschlossen, das Gespräch zu beenden.

»Wessen Flügel?«, frage ich. Meine Stimme klingt in meinen Ohren sehr weit weg. Ich habe das Gefühl, in einem anderen Raum zu sein. Meine Magie pulsiert in mir, *bu-bumm, bu-bumm, bu-bumm*.

Ich höre ihre Antwort nicht, und ich bin mir nicht ganz sicher, ob das daran liegt, dass sie nichts gesagt hat, oder ob ich sie einfach nicht gehört habe, weil das Rauschen der Macht in meinen Ohren alle anderen Geräusche ausblendet.

»Sag es mir und ich schwöre bei den unsterblichen Göttern, dass ich es niemals jemandem erzählen werde.«

Meine Macht beginnt zu schwinden, und die Dunkelheit zieht sich zurück. Ich kann meine Mutter wieder sehen. Sie wirft mir den gleichen mitleidigen Blick zu, den mir alle Stadtbewohner zuwerfen.

»Mein Sohn, das ist kein Schwur, den du halten kannst«, sagt sie leise, ihre Stimme bricht. Ihr Entsetzen und ihr Mitleid weichen einem eher hoffnungslosen Ausdruck, der sehr nach Verzweiflung aussieht.

Sie wird es mir nicht sagen – nicht heute und ihrem Gesichtsausdruck nach zu urteilen wahrscheinlich auch nicht in nächster Zeit. Sie würde mich noch jahrelang den Spott und die Beleidigungen ertragen lassen. Alles nur, damit sie mich beschützen kann. Als wäre ich ein wehrloses Kind!

Die Wut in mir wächst und so auch meine Macht.

... Du bist jetzt ein Mann ...

Das bin ich. Meine Flügel sind Beweis genug. Meine Flügel und meine Magie, die sich erneut in mir aufbaut und meine Sicht verdunkelt. Meine Flügel breiten sich aus. Sie sind so groß, dass ich sie in unserem beengten Quartier nicht ganz ausbreiten kann.

Zu viel Magie.

Ich schwanke auf meinen Füßen. Die Wut verstärkt meine Macht, und die Macht verstärkt wiederum meine Wut, die sich zu einem schwer fassbaren Höhepunkt aufbaut.

Ich kann sie nicht kontrollieren.

Einen Sekundenbruchteil bevor ich die Kontrolle verliere, weiß ich, dass meine Magie zu viel für meinen Körper und

zu stark für meinen Willen ist. Und dann wird der Sturm, der in meinen Adern gefangen ist, freigesetzt.

»*Sag es mir.*« Meine Stimme dröhnt, meine Macht wogt durch den Raum. Unser Esstisch rutscht über den Boden, die Stühle fallen um. Die Küchenutensilien, die über unserem Kessel hängen, fliegen quer durch den Raum, und unsere groben Tonteller zerschellen an der Wand.

Es zeugt von ihrer Stärke, dass meine Macht meine Mutter nur wenige Zentimeter zurückstolpern lässt. Meine dunkle Macht windet sich um sie. Ich kann sie tatsächlich *sehen*, wie Ranken aus dunklem Rauch.

Als ich meine Magie in den Raum entlasse, verliert sie ihren Einfluss auf mich. Ich kann wieder klar denken.

Panik ersetzt den Zorn. Noch nie habe ich mit meiner Mutter auf diese Weise gesprochen. Noch nie habe ich die Kontrolle über meine Macht verloren – noch nie hat sich meine Macht so *gewaltig* angefühlt.

Ich kann meine Magie noch immer vor mir sehen. Sie umkreist die Kehle meiner Mutter und dringt in ihre Haut ein.

Mir wird übel, wenn ich sehe, wie sie schluckt.

Was habe ich getan?

... *Weißt du es denn nicht* ...

... *Kannst du es nicht fühlen* ...

... *Du hast sie dazu gezwungen, dir zu antworten* ...

Bei den Knochen der Götter. Jetzt kann ich es spüren, wie ein Phantomglied. Meine Magie bahnt sich ihren Weg durch den Körper meiner Mutter, um ihr dieses Geheimnis zu entreißen.

In ihren Augen blitzt etwas auf, etwas Beunruhigendes, etwas, das sehr nach Angst aussieht.

Angst vor *mir*.

Sie kämpft gegen die Worte an, verliert aber schließlich doch.

»Dein Vater ist Galleghar Nyx.«